Salzburger Nachrichten

Bild: SN/JOHANNES THANHOFER

„Sphärenspiel“ im Praxistest

Neuauflage eines Astrologiebrettspiels aus dem 13. Jahrhundert

Schon die Verpackung ist anders als bei anderen Spielen: keine viereckige Pappschachtel, sondern eine durchsichtige Plastikröhre, in der das Spielfeld aus etwas härterem Papier zusammengerollt ist. „Spielmeister“ Wolfgang fördert sieben verschiedenfarbige Holzfiguren, einen Würfel sowie mehrere Zettel mit den Regeln zutage und ergreift das Wort: „Kurzfassung der Spielregel – für diejenigen, die mit den astrologischen Grundprinzipien Trigon, Quadrat, Sextil, Opposition und Konjunktion vertraut sind . . .“ Für Lisa ist mit diesem ersten Satz bereits alles gesagt. Viel zu viele Fremdwörter, und so komplizierte Dinge wie Mathematik oder Astrologie sind auch nicht ihr Ding. Lisa geht fernsehen.

Die anderen Spieler hat die Neugier gepackt. Das übersichtliche Spielfeld – in Kreisform mit vielen schwarzen und weißen Rechtecken – wird begutachtet. Kann ich mir schon einen Spielstein nehmen? Und was bedeuten die zwölf Tierkreiszeichen am Rand? Erstellst du mir jetzt ein Horoskop? Kurzes Gelächter.

„Das Sphärenspiel aus dem Jahr 1283 entstammt dem ‚Buch der Spiele‘, das König Alfons X. von Spanien, genannt der Weise, anfertigen ließ“, erklärt Wolfgang und fasst die ersten Grundregeln zusammen: Um das Zentrum des Spielfelds, das die Erde darstellt, laufen sieben Kreisbahnen, die für die Bahnen der Planeten Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn stehen (auch Mond und Sonne gelten beim Spiel als Planeten). Da sich jede Spielfigur auf einer dieser Planetenbahnen im Kreis bewegt, können auch genau sieben „Sphärenspieler“ mitmachen.

„Jeder Spieler bekommt zwölf Spielmarken, das können Nüsse, Kastanien, Zuckerl oder auch Euro sein“, setzt Wolfgang die Regelkunde fort und blickt fragend in die Runde. Wir behelfen uns fürs Erste mit bunten Papierschnipseln. Schließlich sucht sich noch jeder Mitspieler eine Spielfigur (= Planet) aus und positioniert das Holzklötzchen auf dem gleichfarbigen Startfeld, bevor nach dem Prinzip „Learning by Doing“ das erste Mal der Würfel fällt.

Heidi hat den violetten Stein und beginnt mit einer Sechs. Gegen den Uhrzeigersinn darf sie nun ihre Kreise ziehen – jeweils maximal die gewürfelte Punktzahl, aber zumindest ein Feld weiter. Sie entscheidet sich aus dem Bauch heraus für drei Felder, die sie vom Start im Tierkreiszeichen Stier ins Feld des Sternzeichens Zwilling führen. „Nun wird abgerechnet“, erklärt Wolfgang die vielleicht wichtigste Spielregel: „Bleibt ein Spieler beim Zug im gleichen Sternzeichen, passiert gar nichts und der Nächste ist an der Reihe. In deinem Fall hast du aber den Sektor eines anderen Sternzeichens erreicht. Das bedeutet, dass du von einigen Mitspielern etwas bekommst und anderen Spielern etwas bezahlen musst.“

Ob man Glück oder Pech hat, also Spielmarken bekommt oder hergeben muss, richtet sich – wie in der Astrologie – nach der Konstellation der Planeten (= Spielsteine) am Ende des Zuges. Die verwendeten Fachbegriffe klingen dabei nur am Anfang kompliziert: Befinden sich zwei Spielsteine im gleichen Sektor, spricht man von „Konjunktion“, stehen sich die bunten Hölzchen gegenüber von „Opposition“, stehen sie im rechten Winkel zueinander von „Quadrat“ – alle drei Konstellationen sind astrologisch „ungünstig“. Der Spieler, der am Zug war, muss also an die Mitspieler mit Spielfiguren gegenüber, im gleichen Feld und im rechten Winkel zwischen einer und sechs Spielmarken bezahlen.

Weitere Konstellationen zwischen den Spielsektoren hören auf die Namen „Sextil“ (60 Grad) und „Trigon“ (120 Grad). Befinden sich die Steine von Mitspielern in diesem Winkel zum gezogenen Spielstein, darf sich der Besitzer über einen Zugewinn von einer Spielmarke freuen. Unverzichtbares Hilfsmittel für Sphärenspiel-Anfänger ist die Hilfsgrafik auf einer durchsichtigen Folie, die – über den Mittelpunkt des Spielfelds gelegt – die Winkel und Planetenkonstellationen anzeigt. Nach diesem „Winkel-Check“ weiß Heidi, dass sie sich falsch entschieden hat: vier Papierschnipsel wandern zu den Mitspielern, im Gegenzug erhält sie nur zwei Schnipsel.

Einige Runden später gibt es bereits die ersten Expertengespräche. „Man kann beim Ziehen eigentlich mehr falsch als richtig machen“, bemerkt Ernst und hat schon die erste taktische Faustregel parat: „Ich schau nur, dass am Ende des Zuges niemand gegenüber oder im gleichen Sternzeichen steht. Das ist mit drei und sechs Spielmarken am teuersten.“ Das Ende des Spiels orientiert sich am „echten“ Leben: „Wenn jemand kein Geld mehr hat, muss er ausscheiden. Sieger ist naturgemäß, wer am meisten gewonnen hat.“

THOMAS MANHART

In einer Sonderedition hat Rainer Buland vom Institut für Spielforschung der Universität Mozarteum das Sphärenspiel aus dem 13. Jahrhundert herausgegeben. Die Künstlerin Karin Zentner hat das Spiel neu gestaltet. Bestelladresse (Preis: 25 Euro): Institut für Spielforschung, Schwarzstraße 24–26, 5020 Salzburg, E-Mail: rainer. buland@moz.ac.at

„Mein süßes, liebstes Herz“

Historikerinnen aus Wien und Salzburg lesen Tausende Liebesbriefe aus dem 19. und 20. Jahrhundert: Sie entwerfen eine Gesellschafts- und Kulturgeschichte aus der Sicht von Liebenden.

GABRIELE PFEIFER

Wann spricht man von einem Liebesbrief? Laut Duden des 19. Jahrhunderts erklärt man seine Liebe oder zwei versichern sich gegenseitig ihrer Liebe. Hundert Jahre später ist ein Liebesbrief schon weitergehend gefasst: Ein Briefwechsel zwischen zwei Menschen, die liebevoll miteinander verbunden sind, unabhängig vom Inhalt. „Liebe kann sich durch unterschiedliche Themen ausdrücken“, sagt Ingrid Bauer von der Universität Salzburg. Die Historikerin spricht lieber von Paarkorrespondenzen. „Wir haben diesen Begriff für treffender gehalten, weil wir nicht von vornherein festlegen wollen, was ein Liebesbrief ist.“ Gemeinsam mit Christa Hämmerle von der Universität Wien und einem Team junger Historikerinnen – Barbara Asen, Ines Rebhan Glück und Nina Verheyen – durchforstet Bauer Archivbestände aus der Zeit von 1870 bis in die 1970er-Jahre. Ob es sich um schriftliche Zeugnisse heimlicher Affären, Briefe zwischen Verlobten oder Feldpostbriefe von Soldaten an ihre Frauen handelt: Die Historikerinnen wollen anhand dieser Briefe die gesellschaftlichen und kulturellen Änderungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen haben, erforschen. Aus den Briefen erfahren sie, wie sich die Selbstwahrnehmungen von Mann und Frau und ihre Erwartungen aneinander verändert haben. Es geht um Macht, Erotik, Sexualität ebenso wie um finanzielle Sicherheit und materiellen Wohlstand. „Uns interessiert dabei das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, welche Spielräume Menschen im Kontext von vorgegebenen Strukturen und Diskursen, in diesem Fall zur Liebe, haben.“

Sexuelle Erlebnisse und Körperlichkeit

„Erstaunlich ist, wie offen Frauen wie Männer mitunter heimliche Sehnsüchte und sexuelle Wünsche mitteilen“, sagt Bauer, und dies nicht erst in neuester Zeit. So gibt es Briefe aus den 30er-Jahren die fast pornografisch sind. Besonders in der Feldpost ist das körperliche Verlangen ein wesentliches Thema, Erinnerungen an sexuelle Erlebnisse werden in Einzelfällen ausführlich beschrieben. „Es gab auch überraschend viele außereheliche Beziehungen“, sagt Bauer. Das reale, gelebte Leben war zu allen Zeiten wesentlich vielfältiger, als es die Normen erlaubten. Im 19. Jahrhundert war es vorwiegend das gehobene Bürgertum, das Briefe geschrieben hat und sich über diese kennenlernen konnte. Es ist die Zeit der romantischen Liebe, Beziehungen werden zu einer Herzensangelegenheit. In der bürgerlichen Gesellschaft entwickeln sich Begriffe wie Seelenverwandtschaft, Harmonie und Empfindsamkeit. Das Bild vom Verlieben, Heiraten und bis an das Ende seiner Tage glücklich sein entsteht. In dieser Zeit unterlagen Briefe einer bestimmten Norm. Man benutzte Vorlagen für einen guten Liebesbrief. Auch Brautbriefe waren üblich: der Brief vom Kennenlernen bis zur Heirat. „Verliebte konnten sich nicht so einfach treffen und Beziehungen wurden zum Teil durch Briefe gelebt“, sagt Bauer. Interessant sei auch, wie selbstbewusst Frauen ihre Vorstellungen einer Ehe ausdrückten, indem sie in den Briefen das gemeinsame Heim entwerfen und den Mann vom „Herumschwärmen“ in Vereinen und Lokalen abhalten wollten. Demgegenüber stehe wieder, wie sehr sich Frauen an männliche Lebensentwürfe anpassen sollten. Die Briefschreiber wollen ihre Frauen für die künftige Ehe noch erziehen. In der Zeit der Weltkriege, als die Paare auseinandergerissen werden, kommt es zu einer Briefflut. Gab es bis dahin hauptsächlich Korrespondenzen aus dem bürgerlichen Milieu, finden sich in der Feldpost viele Briefe aus den unteren Schichten, etwa aus dem bäuerlichen Bereich. Eine Frau erzählt, was sich im Dorf tut, über Klatsch und Tratsch. Ein Dienstmädchen bemüht sich, ihrem Liebsten möglichst viel zu schreiben, obwohl sie eigentlich nichts mehr zu erzählen weiß.

Wandel im Liebesdiskurs

Die jüngsten im Projekt erforschten Korrespondenzen entstanden im Kontext der sexuellen Revolution. Das verkitschte, romantische Liebeskonzept aus den 50er-Jahren wird in der Zeit der 1968er-Bewegung und von der Neuen Frauenbewegung hinterfragt. Es beginnt die Zeit neuer Beziehungsformen, man spricht von skeptischer Liebe. In den Briefen werden nun auch stärker Konflikte thematisiert, die Beziehungen werden selbstreflexiv. Partner überlegen, wer bin ich als Mann, als Frau, passen wir überhaupt zueinander. Über Sexualität wird noch offener gesprochen, während Körperlichkeit schon vorher ein häufiges Thema war. Frauen berichten über ihre Menstruation und auch Krankheiten werden – von beiden Seiten – detailliert geschildert. Die Briefe haben die Funktion sich zu zeigen, einen Entwurf von sich selbst und einem gemeinsamen Leben zu entwickeln.

Auf der Suche nach neuem Material

Als Grundlage für ihr Projekt, das vom Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung (FWF) finanziert wird, steht den Wissenschafterinnen die „Sammlung Frauennachlässe“ am Institut für Geschichte der Uni Wien zur Verfügung. Es enthält Tausende Quellen: Tagebücher, autobiografische Dokumente, Fotos und Briefbestände. „Seit einem halben Jahr haben wir die Bestände einer ersten vergleichenden Intensivlektüre unterzogen“, sagt Bauer. Die Wissenschafterinnen suchen auch in vielen anderen Archiven nach Materialien. „Wir hoffen auch auf Briefe aus der Bevölkerung. Viele Menschen haben Briefe ihrer Eltern und Großeltern.“ Die Briefe werden anonymisiert und per Textanalyse-Software für die Interpretation aufbereitet. „Wir haben gesehen, dass die Paare sehr sorgfältig mit den Korrespondenzen umgehen und sie aufbewahren. Sie sollten der Nachwelt erhalten bleiben.“

Kontakt: Univ.-Prof. Dr. Ingrid Bauer, Institut für Geschichte der Universität Salzburg, Mail: ingrid.bauer@sbg.ac.at

IM BLICKPUNKT

Bild: SN

Liebe und Ökonomie, 1870er-Jahre
Brief eines mittellosen Kindermädchens ohne Mitgift für die Ehe:
Lieber Freund!
Meinen innigsten Dank für das Gedicht, es sind die Gefühle darin enthalten, die auch ich empfand. (. . .) Wenn Sie zu Ihren werthen Eltern kommen gestehen Sie Alles offen, ich bitte recht sehr, und nur dann wenn der Elternsegen darauf ruht, können wir glücklich sein und sagen Zwei Seelen eine Stube. Zwei Herzen und ein Dach.
Sie innigliebend, Maria

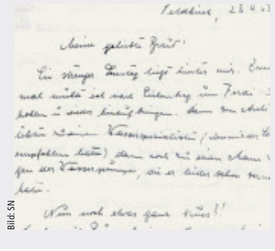
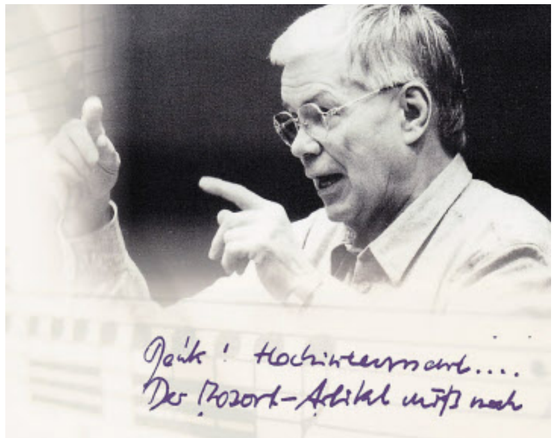


Bild: SN

Liebe, Entfernung und der Brief als Brücke, 1970er-Jahre
Zeitgleich bereits allmählich durch das regelmäßige Telefongespräch abgelöst, später durch SMS und E-Mail:
Eva,
wo bist du? Italien, Graz?
Möchte dich erreichen – kann nicht!
Brauche dich – liebe Dich. (. . .)
Kopf und Herz voll mit Eva – bin glücklich. Dich angreifen, spüren, lieben – nicht mehr schreiben – fühlen, uns …
Ich falle – fang mich auf.
Dein M.



Dietrich Fischer-Dieskau – mit Originalhandschrift aus einem seiner zahlreichen Briefe an den Salzburger Sprachwissenschafter Oswald Panagl. Bild: SN/UNIVERSITÄT MOZARTEUM

Sänger und Musikdenker

Symposion zur „Jahrhundertstimme“ Dietrich Fischer-Dieskau

„. . . und will Ihnen doch noch einmal kurz schreiben, wie sehr ich von Ihrem Engagement für meine Arbeit berührt war und wie glücklich ich durch Ihre Interpretation von ‚umsungen‘ an jenem Abend in der Philharmonie sein durfte.“ Diese sehr persönlichen Dankesworte des renommierten Komponisten Wolfgang Rihm im Herbst 1984 galten dem zu diesem Zeitpunkt längst als „Jahrhundertstimme“ gefeierten Dietrich Fischer-Dieskau – einem der markantesten vokalen Interpreten nicht nur der Lieder von Franz Schubert, Robert Schumann und Hugo Wolf, sondern auch von Werken des 18. Jahrhunderts und nicht zuletzt von zeitgenössischer Musik.

Zwischen 2. und 4. Dezember 2010 war dem heute 85-jährigen Dietrich Fischer-Dieskau in Salzburg eine wissenschaftliche Tagung gewidmet – die erste ihrer Art überhaupt. Dies mag überraschen, gilt doch der Sänger, Dirigent, Rezitator, Gesangsprofessor, Musikschriftsteller und nicht zuletzt Maler als eine der ungewöhnlichsten Künstlerpersönlichkeiten nach 1945.

Die Initiative für diese Veranstaltung ging vom Musikwissenschafter Wolfgang Gratzer aus. Dieser ist Mitglied des 2006 begründeten Salzburger Instituts für Musikalische Rezeptions- und Interpretationsgeschichte (Universität Mozarteum). Zuletzt zeichnete Gratzer u. a. für ein Symposion über Nikolaus Harnoncourt (2008) verantwortlich. Der kooperative Schwerpunkt Wissenschaft & Kunst (Programmbereich Arts & Humanities) trug zum Zustandekommen der Fischer-Dieskau-Tagung maßgeblich bei.

24 Tonträger – allein von Schuberts „Winterreise“

„Dietrich Fischer-Dieskau. Zu seiner Entwicklung als Sänger und Musikdenker“ – der Titel der von regem Publikumsinteresse honorierten Veranstaltung im Kleinen Studio des Mozarteums war mit Bedacht gewählt. Nicht eine integrale Gesamtschau konnte das Ziel sein, umfasst doch die akribisch recherchierte, enzyklopädische Fischer-Dieskau-Discographie von Monika Wolf (2000) 539 eng beschriebene Seiten. Allein von Schuberts „Winterreise“ sind 24 Tonträger erhalten. Bereits eine umfassende Würdigung des Operninterpreten hätte den Rahmen gesprengt: Das Debüt an der Städtischen Oper Berlin (Rolle des Posa in Verdis „Don Carlos“, 1948) leitete eine beispiellose, Jahrzehnte währende Opernkarriere ein. Auch sollte keine Konkurrenzunternehmung zu den bereits veröffentlichten biografischen Darstellungen wie jener von Hans A. Neunzig (2005) gestartet werden. Es ging vielmehr darum, signifikante Aspekte von Fischer-Dieskaus mehrspuriger – von Gottfried Kraus eingangs überblickter – Laufbahn zu beleuchten.

Sieben der insgesamt 15 Salzburger Referate waren differenzierten Interpretationsvergleichen gewidmet. Nun bedeuteten Aufführungen und Einspielungen für den Berliner Bariton – anders als für so manchen Rezensenten – kaum einmal eine „endgültige“ Sicht. Fischer-Dieskau nahm sich regelmäßig Werke neu zu interpretieren vor. So sind etwa vier verschiedene Beispiele seiner Mitwirkung an Gesamtaufnahmen von Bachs „Matthäuspassion“ zugänglich. Thomas Seedorf erkannte eine durchgängige Gegenposition zur historisierenden Aufführungspraxis eines Nikolaus Harnoncourt. Jeweils mehrere Aufnahmen ein und desselben Werkes nahmen sich Irene Brandenburg (Mozarts „Cosi fan tutte“), Martin Eybl (Schumanns „Liederkreis“ op. 39), Hartmut Krones (Bergs „Lieder“ op. 2) und Siegfried Mauser (Reimanns „Lear“) vor. Methodisch noch ungesichertes Neuland betrat Andrea Lindmayr-Brandl bei ihrem Versuch, Fischer-Dieskaus Körpersprache bei der Interpretation von Schuberts „Winterreise“ zu erfassen.

Nicht nur Sänger, auch Schriftsteller und Maler

16 Bücher, dazu zahlreiche Aufsätze, Vorworte und Rezensionen: Fischer-Dieskau als – bis heute aktiven – anregenden, nicht selten provokanten Musikschriftsteller porträtierten und diskutierten Klaus Aringer, Harald Haslmayr und Oswald Panagl. Hinzu kamen Referate über Pressereaktionen auf Fischer-Dieskaus Engagements bei den Salzburger Festspielen (Daniel Brandenburg), dessen Auftritte bei den Bayreuther Festspielen (Sieghart Döring) sowie über die langjährige Verbundenheit mit der Schubertiade Hohenems (Katharina von Glasenapp). Am Ende der Tagung referierte Elmar Budde über den Maler Fischer-Dieskau.

Dietrich Fischer-Dieskau selbst musste seine spontane Zusage, an der Tagung teilzunehmen, aus gesundheitlichen Gründen zurücknehmen. Wie im Falle Harnoncourts ist ein umfänglicher Tagungsband zu erwarten: Er wird in der Reihe „klangreden“ (Rombach Verlag, Freiburg/Br.) erscheinen und zur Nachlese einladen.